mün die Krystalle. Die ersten lebenden Krystalle wurden durch von Schrön schon im Jahre 1886 gefunden. Der Anblick erschien ihm so unglaublich, daß er zunächst an seiner Entdeckung zweifelte; aber sie wurde durch weitere Funde in rascher Aufeinanderfolge bestätigt. Die ersten lebendigen Krystalle waren Erzeugnisse des Bacillus der asiatischen Cholera und besaßen die Gestalt von langen nadelförmigen Prismen. Bald stellte es sich heraus, daß auch alle anderen Bacillen, soweit sie bisher untersucht worden sind, bestimmte Krystalle von verschiedener Form bilden. Diese Mittheilungen sind so außerordentlicher Natur, daß man ihre Bestätigung mit Spannung erwarten muß. Für eine bloße Ausgeburt hochsommerlicher Langeweile kann man sie nicht gut halten, weil zu viel Geist darin steckt. Andererseits ist es auffallend, daß die Tragweite dieser schon vor einer Reihe von Jahren in der Hauptsache gemachten Entdeckung so gründlich verborgen geblieben sein soll.

Wie man den Fächer gebraucht!

Ein aktuelles Thema zu der heurigen Hundstagszeit! Wer den Fächer erfand? Viele behaupten, daß es eine chinesische Schöne gewesen sei, die zuerst ein kleines Schirmchen aus Seide mit Gold durchwirkt trug, das in seinem Inneren einen Spiegel barg; indem sie es vor die Augen nahm, behauptete sie, sich nur im Spiegel betrachten zu wollen, — im Grunde aber war es die höchste Koketterie; die kluge Frau verbarg, so oft sie wollte, ihre Gesichtszüge den Bewunderern, den Neugierigen. Aber das dürfte nur eine Legende sein; denn von dem Tage an, wo man die Beschwerden der Hitze empfand, benutzte man sicherlich auch den Fächer. Ein großes Blatt, ein Palmenzweig war es ohne Frage, just so, wie ihn die Orientalen heute noch als Fächer benutzen, in kleiner Form eigenhändig gebraucht, in größerer Gestalt von der Dienerschaft gehandhabt und über dem oder der in der Hängematte Ruhenden bewegt. Natürlich hat auch dieser Fächer des Südländers seine modernen, fortschrittlichen Wandelungen durchgemacht. In Indien hat man beispielsweise eine ganz neue und sehr zweckmäßige Fächerart. Es ist der „Panka“, ein zwei Meter breiter, fächerartiger Apparat, der oben am Plafond des Zimmers angebracht ist, und der von draußen zu jeder Zeit in Thätigkeit gesetzt werden kann; ein solcher „Panka“ fehlt dort in keinem besseren Hause. Wir in Europa kennen solche Raffinements während des Sommers noch nicht, wir ziehen es dafür vor, einen immer höheren Luxus in — Eisgetränken zu erzielen . . . Der Fächer, so viel ihn unsere Frauen auch zur Kühlung benutzen — seinen höchsten Zweck erfüllt er doch im Grunde nur im Dienste der Koketterie, wie bei jener Chinesin der Legende . . ., zum nothwendigsten Bestandtheile eines Haushaltes, wie bei den Orientalen, gehört er bei uns nicht. Darum haben wir es auch im Gebrauch des Fächers noch nicht so weit gebracht, wie Jene, die mit ihm leben, förmlich zu Bette gehen, schlafen und aufstehen. Vor allem natürlich die Frauen! Fragt nur nach den Cubanerinnen, wie sie den Fächer in der Hand bewegen, an Anmuth, Geschick und Zweckmäßigkeit wird Keiner sie so leicht dabei übertreffen. Ihre Fächersprache — bei uns kommt es hier nur zu schwachen Versuchen — ist beredter fast, wie die des Mundes, und Reisende wissen von Liebespaaren, die sie belauscht, zu berichten, die mehr als die gewöhnlichen Liebesgeheimnisse an der Hand des treuen Fächers einander anzuvertrauen wußten. Sie wissen dort mit dem Fächer sich Kühlung zu verschaffen, sie wissen die Gemüther damit zu erhitzen und — wieder zu kühlen . . . Sie sind so reizend, so eigenartig in der Benutzung des Fächers, diese schönen Creolinnen, daß selbst die Grazie der Pariserin es ihnen hierin nicht gleichzuthun vermag. Das macht der stete Gebrauch, die „Uebung“, und zwar bei Jeder, denn es giebt kaum eine Cubanerin, die keinen Fächer trägt, — man sieht sie in dürftiger Kleidung, oft ohne Schuhe und Strümpfe — einen Fächer hat Jede, und sei sie aus der allerunterſten Schicht der Bevölkerung. Die Engländer, die Alles gern lernen wollen, hatten einmal die Absicht, auf dem Wege der „Schule“ den Töchtern Albions das schulgerechte Fächern beizubringen. Am Anfang dieses Jahrhunderts hatte eine eifrige Dame in London eine regelrechte „Fächerakademie“ eingerichtet. Aber sie rentirte nicht. Und darüber wird sich kein Vernünftiger wundern, denn die Grazie, die Koketterie läßt sich nicht erlernen, auch nicht auf dem Gebiete des „sich Fächerns“, sie muß eben, wie bei den Schönen von jenseits des Ozeans, angeboren sein!

Lustige Ecke.

* Im Hotel. Gast: Aber, Herr Wirth, man kann ja hier vor Lärm des Nachts nicht schlafen; sorgen Sie doch, bitte, dafür, daß Ihre Hasen verschwinden! — Wirth: Was für Hasen denn? — Gast: Na, die im Hof des Nachts Radau machen und — mit den Augen funkeln!

* * *

* Im „Hotel du Dome“ zu Köln. Gast (welcher dem Dienstpersonal viel zu schaffen gemacht hat): Sie, Oberkellner! Was ist denn das da auf meiner Rechnung — vier Mark für zwei Karaffen Wasser? Das ist ja unverschämt! In keinem Hotel der Welt bezahlt man für Wasser? — Oberkellner (die Faust in der Tasche): Sie vergessen, mein Herr, daß das kölnisches Wasser war!

* * *

* Schnelle Abhilfe. Junge Frau: Ach, Mama, denke Dir, ich habe die Suppe total versalzen, was wird Eduard sagen, wenn er zu Tisch kommt. — Schwiegermama: Ach was, dann sagen wir ihm, es sei Pökelbrühe, er versteht ja doch nichts vom Kochen.

* * *

Knack-Mandeln.

Auflösung des 424. Preisräthsels:
„Drei Dummköpfe aßen Grütze.“

Das letzte (Scherz-) Räthsel scheint den fleißigen Lösern viel Kopfschmerzen bereitet zu haben. Nur eine geringe Zahl hat den Sinn herausgefunden, der erklärlicher Weise demselben zu Grunde liegen sollte. Eine größere Anzahl Löser hat Resultate eingesandt, die unmöglich, weil frivol, veröffentlicht werden können. In Anbetracht der geringen Zahl derjenigen Lösungen aber, welche auf „Drei Dumme aßen Grütze“ lauten, sollen von vorgedachten Resultaten die mit zur Konkurrenz zugelassen sein, welche ebenfalls dem Räthselsinn entsprechen, aber, wie bereits betont, hier nicht genannt werden können. Von den nicht zu der Konkurrenz würdig befundenen Lösungen seien nur einige erwähnt, um wenigstens zu zeigen, was alles als Resultat eingegangen: Pechvögel — Schwein; Aufschneider — Nichts; Drei Gesättigte essen Nichts; Drei bartlose Herren essen Cotelettes; Arme Ritter; Brotlose — Brot; Drei „schwarz“ gewordene Kartenspieler aßen Neunaugen; Drei kannibalische Junggesellen verzehren die Schwiegermutter eines ihrer Freunde zum Frühstück; Mager — fettes Fleisch ꝛc.

Richtige Lösungen gingen ein 16. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 42. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Margarethe Goßrau, Carl Heuber, Gustav Leitloff, M. Borgmann, Lina Baumgart, Marie Heuber, O. Sänger, Anonym, Abonnent N. O., C. Krickstädt, Franz Groebel, R. Findig;
von auswärts von: Aug. Niemann, Giebichenstein, F. Heergeselle, Zörbig, Peter, Bitterfeld, Max Ködderitz, Hamburg.

Preis. „Illustrirte Geschichte des Alterthums“, von O. von Corvin, 2 Bände. (Ein Prachtwerk.)

entfiel auf **Gustav Leitloff**, hier.

425. Preisräthsel.

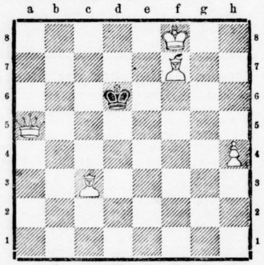
Es dient beim frohen Zechen,
Weckt Frohsinn rings herum.
Selbst weh'thun kann's und stechen,
Und oft ist's auch nicht stumm.

Wird ihm ein Kopf gegeben,
Im Freien siehst du's stehn.
Die schlanken Glieder beben
Im leichten Windeswehn.

Preis: „Der Olymp“, von A. H. Petiscus, eleg. geb.

Schachaufgabe.

Von C. Schwertführer in Saarbrücken.



Weiß. (5+1)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge Matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 32.
(Dreizüger von O. Fuß.)

W. Kc8, Dc2, Sb5, f8, Bc5; Schw. Kd5, Bc7.
1. Sf8—d7, Ke6; 2. Sc7: +. — **1. . . . .**, **c6**; **2. Sd6**. —
1. . . . ., Kc6; 2. Da4. —

Hallesche Familien-Blätter

Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 34 — Halle a. S., den 27. August — 1899.

Goethe und Napoleon I.

Ein Gedenkblatt zum 150jährigen Geburtstage des Dichterfürsten, 28. August.

Von Dr. Adolf Kohut.

(Nachdruck verboten.)

Bekanntlich war der unsterbliche Dichterfürst Johann Wolfgang von Goethe, im Gegensatz zu seinem großen Bruder in Apollo, Schiller, eine kosmopolitische Natur; ein politisch' Lied war ihm ein garstig' Lied, und als der furchtbare Korse 1806 Preußen bei Jena zertrümmerte und die deutschen Fürsten zu seinen Vasallen machte, erließ er nicht wie andere deutsche Dichter, z. B. Arndt, Körner und Rückert, gegen den Kriegsgott auf dem französischen Throne eine litterarisch-dichterische Kriegserklärung, sondern nahm einen neutralen Standpunkt ein; doch würde man dem Genius der Poesie Unrecht thun, wollte man behaupten, daß ihm das Unglück des deutschen Volkes und die maßlose Ueberhebung der Franzosen nicht nahe gegangen wäre. Zahlreiche Kundgebungen aus jener Zeit geben sprechende Zeugnisse seiner deutschen Gesinnung.

In den späteren Jahren suchte sich Goethe gegen den Vorwurf, der ihm von gewisser Seite gemacht wurde, daß er nicht durch politische Gedichte die Begeisterung der Nation wieder angefacht habe, durch den Einwand zu rechtfertigen, daß es zur Zeit der napoleonischen Herrschaft kein Deutschland gegeben habe. So sagte er z. B. einmal zu seinem vertrauten Privatsekretär Johann Peter Eckermann: „Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten, hier ist Deutschland; fragen wir in Wien, so heißt es, hier ist Oesterreich, und fragen wir in Berlin, so heißt es, hier ist Preußen. . . . Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß, und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als Zwanzigjähren getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben, allein es fand mich als Einen, der bereits über die ersten Sechzig war.“ Auch könne, meinte er, nicht Jeder dem Vaterland auf gleiche Weise dienen, sondern Jeder thue sein Bestes, je nachdem es ihm Gott gegeben; er habe es sich ein halbes Jahrhundert lang sauer werden lassen und in den Dingen, welche ihm die Natur zum Tagewerk bestimmt, sich Tag und Nacht keine Ruhe und keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt, geforscht und gethan, so viel er gekonnt habe; wenn Jeder von sich dasselbe sagen könnte, so würde es um Alle gut stehen.

Trotz alledem hatte Goethe, gleich Heinrich Heine und anderen großen deutschen Dichtern des Jahrhunderts, einen außerordentlichen Respekt vor der weltgeschichtlichen Persönlichkeit Napoleons I. Er, der so manchen deutschen Duodezfürsten seiner Zeit genau kannte und hinter die Kulissen der Weltgeschichte manch prüfenden Blick zu werfen Gelegenheit hatte, mußte unwillkürlich zwischen diesen kleinen, engherzigen und mäßig begabten Landesvätern und dem gigantischen Koloß, der eine Welt aus ihren Angeln hob und durch seine unheimliche Energie und sein Feldherrntalent Europa unterjochte, Vergleiche anstellen, welche natürlich zu Gunsten Napoleons I. ausfielen. Seine dichterische Phantasie betrachtete diesen Titan gleichsam als die Verkörperung des Schicksals, vor dem er sich in stummer Bewunderung beugte.

So kam es, daß er gern die Gelegenheit ergriff, mit Napoleon zusammen zu kommen, als der Strudel der Weltereignisse ihn aus seiner stillen und ernsten Beschaulichkeit emporriß. Es war am 29. September 1808, als ihn sein Freund und Landesherr, der Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, nach Erfurt berief, wo damals Kaiser Napoleon über die Fürsten Europas Revue abhielt; unter Kaisern und Königen durfte natürlich der Herrscher im Reiche der Gedanken und der Phantasie nicht fehlen! Er scheint sich die bunte, bewegte Welt in Erfurt mit großer Gemüthsruhe, bisweilen auch zu scherzhafter Laune angeregt, angesehen zu haben. Am 1. Oktober wohnte er morgens dem großen Lever bei, welches Napoleon gab, und gar eigenthümliche Gefühle werden wohl sein Gemüth bewegt haben, als er die in Demuth ersterbenden Vasallen des großen Tyrannen in der Nähe betrachtete. In hohem Grade interessant mußte für ihn die Darstellung französischer Tragödien im Theater français sein, wo der größte Schauspieler der damaligen Zeit, Talma, vor einem „Parterre von Königen“ spielte. Am 2. Oktober wurde er auf 11 Uhr vormittags zu Napoleon beschieden, und die beiden größten Männer des Jahrhunderts standen sich einander gegenüber. Es muß ausdrücklich betont werden, daß der Kaiser die Initiative ergriffen hatte, um den weltberühmten deutschen Dichter von „Werthers Leiden“, welches Buch er sogar in seiner Feldbibliothek in Aegypten mit sich führte und fast auswendig kannte, kennen zu lernen. Im Vorzimmer des Imperators kündigte ein dicker Kammerherr, ein Pole, ihm an, daß er noch etwas zu verweilen habe. Bald darauf empfing ihn der Kaiser in Gegenwart von Talleyrand und Daru am Frühstückstisch. Auf einen Wink des Kaisers näherte sich Goethe; Napoleon maß den Eintretenden

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18990827046/fragment/page=0001

mit einem langen Blick und begann das Gespräch mit dem Worte der Begeisterung: „Vous êtes un homme!“ Worauf der Angeredete nur mit einer Verbeugung antwortete. Der Kaiser richtete dann in seiner raschen, übersprudelnden Weise allerlei Fragen an Goethe, und es entwickelte sich zwischen Beiden ein Dialog folgenden Inhalts: Napoleon: „Wie alt sind Sie?“ — Goethe: „Sechzig Jahre.“ — Napoleon: „Sie haben sich gut erhalten; Sie haben Trauerspiele geschrieben?“ — Als der Dichter das Nothwendigste antwortete, nahm Daru das Wort zu der Bemerkung, daß Goethe auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaires „Mahomet“. Diese Bemerkung brachte die Unterhaltung erst in rechten Fluß; der Kaiser, ein scharfer Kritiker des französischen Dramas, wies dem Dichter die Fehler des Voltaireschen Stückes mit überraschendem Scharfsinn nach, besonders hielt er es für unschicklich, daß Voltaire den Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung machen lasse. Sodann wandte Napoleon das Gespräch auf „Werthers Leiden“. Nach verschiedenen Bemerkungen, die der Verfasser als ganz richtig anerkennen mußte, bezeichnete der kaiserliche Kritiker jene Stelle im Buche, wo Werthers innere Zerstörung nicht ausschließlich aus seiner leidenschaftlichen unglücklichen Liebe, sondern nebenbei noch aus gekränktem Ehrgeiz abgeleitet werde, als verfehlt und fragte: „Warum haben Sie das gethan? Es ist nicht naturgemäß!“ Goethe hörte den kaiserlichen kritischen Tadel nicht ohne Humor an und antwortete mit vergnügtem Lächeln, er wisse zwar nicht, ob ihm schon jemand denselben Vorwurf gemacht habe, aber er finde ihn durchaus richtig, „allein“, setzte er hinzu, „es ist dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hätte erreichen können.“ Der Kaiser schien mit dieser Antwort sehr zufrieden und lenkte das Gespräch wieder auf das französische Drama; er machte manche geistvolle Bemerkungen, wie einer, der die dramatische Bühne mit größter Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei die Entfernung des französischen Theaters von Natur und Wahrheit tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalstragödien mißbilligend zu sprechen. „Sie gehören in eine dunklere Zeit“, sagte er u. A., „was will man jetzt von dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!“ Als der Dichter sich entfernen wollte, stand der Kaiser vom Frühstückstische auf, ging auf ihn zu und zog ihn vertraulich in eine Nische des Salons. Voll Bewunderung und Sympathie auf Goethe blickend, fragte er ihn mit gedämpfter Stimme, ob er verheirathet sei, Kinder habe und sonstige Personalien, ebenso forschte er ihn auch über seine Beziehungen zu dem herzoglichen Hause, zur Herzogin Amalie und anderen fürstlichen Persönlichkeiten aus. Sichtlich gab sich der Imperator Mühe, seinen Gast zu bestricken: die einfachen und natürlichen Antworten Goethes gefielen ihm ungemein; auch hörte er nicht, wie dies sonst seine Art war, unbeweglich zu, sondern nickte entweder zustimmend mit dem Kopfe oder sagte „oui“, „c'est bien,“ oder dergleichen. Wenn er selbst ausgesprochen hatte, so pflegte er hinzuzufügen: „Qu'en dit, Monsieur Goet?“

Natürlich beeilte sich Napoleon, dem von ihm ausgezeichneten deutschen Dichter und Freunde des regierenden Herzogs schon einige Tage darauf durch den Minister Maret den Orden der Ehrenlegion überreichen zu lassen, und ebenso nahm er auch einen anderen Anlaß wahr, um sich mit dem Verfasser von „Werthers Leiden“ zu unterhalten. Schon am 6. Oktober, bei Gelegenheit eines dem Kaiser zu Ehren in Weimar veranstalteten Festes, stand ihm Goethe zum zweiten Male gegenüber, diesmal zusammen mit Christoph Martin Wieland. Der Herrscher der Welt lud Goethe ein, nach Paris zu kommen, und empfahl ihm den Tod Cäsars als würdigen dramatischen Vorwurf, und zwar in derselben Auffassung des Stoffes, die der Dichter einst selbst dem in Straßburg geplanten Drama zu geben beabsichtigt hatte: das Genie, im Kampfe mit der blöden Menge unterliegend — das war ein Gegenstand, der den beiden größten Genies ihrer Zeit vor allen anderen bearbeitenswerth erscheinen mußte. Die unmittelbare Anschauung einer so unberechenbaren großen Persönlichkeit, wie die Napoleons, war für Goethe von größtem Interesse; auch auf ihn hatte der Heros einen tiefgehenden Eindruck gemacht, wie zahlreiche Aeußerungen, namentlich in den Gesprächen mit Eckermann, beweisen. Er nannte ihn das „Kompendium der Welt“. „Ich möchte“, sagte er u. A., als sein Sohn, der junge August Goethe, einmal den Wunsch aussprach, die Thaten Napoleons in Gemälden oder Kupferstichen zu besitzen und damit ein großes Zimmer dekoriren zu können, „Dir dieselben gern beschaffen, aber selbst in das größte Zimmer würden dieselben nicht hineingehen, so groß und viel sind seine Thaten.“

Auf die Bemerkung Eckermanns, daß im Wesen Napoleons eine eigene Zaubergewalt gewesen sein müsse, daß die Menschen ihm zufielen und sich von ihm leiten ließen, sprach Goethe das Wort, welches von seiner tiefen Menschenkenntniß Zeugniß ablegt und zugleich beweist, daß der blinde Heroenkultus ihm dennoch fremd war: „Allerdings war seine Persönlichkeit eine überlegene, die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen; deshalb fielen sie ihm zu, so wie sie es Jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt; fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Dies ist ein altes Märchen, das sich immer wiederholt, die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet; Niemand dient einem Andern aus freien Stücken, weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so thut er es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen gehörigen Gebrauch zu machen.“

Er las alle Werke, die über Napoleon von Freund und Feind geschrieben wurden, aber die schärfsten Angriffe auf den Korsen waren nicht im Stande, seine Verehrung und Bewunderung für ihn zu erschüttern. So sagte er einmal bei Tische über das Genie dieses Eroberers: „Napoleon behandelte die Welt, wie Hummel seinen Flügel; Beides erscheint uns wunderbar, und wir begreifen das Eine so wenig wie das Andere, und doch geschieht es vor unseren Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbe war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu thun sei. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustand gewachsen, so wie es Hummel gleich viel ist, ob er ein Adagio oder Allegro, ob er im Baß oder Diskant spielt. Das ist die Leichtigkeit, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Klavier wie hinter den Kanonen.“ Er nannte Napoleon eine dämonische Natur, mit der sich kein Anderer vergleichen lasse. Vielleicht mache nur Paganini eine Ausnahme, der gerade durch das dämonische Element in ihm so große Wirkungen hervorgebracht habe.

Die Napoleonverehrung, welche Goethe übte, übertrug er auch auf andere Mitglieder der Familie Bonaparte; so schwärmte er z. B. für Madame Lätitia, die Mutter des Korsen, und für dessen Bruder Ludwig Napoleon, den König von Holland und Vater Napoleons III., von dem er sich lebhaft angezogen fühlte. Er wohnte auch einmal in Teplitz mit ihm im selben Hause, nur durch die Thür des Schlafzimmers getrennt. Er sagte einmal von ihm: „Ludwig ist die geborene Güte und Leutseligkeit, wie sein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt ist. . . . Wie ein glänzender Silberfaden zieht sich die Religion durch alle seine Gespräche und Urtheile; was irgend in der Weltgeschichte sein schönes, sittliches Wesen schmerzlich berührt, erhält sogleich eine sanfte Abweisung.“

„Das grüne, das so ausgeschnittene, Du ziehst mir nicht das grüne an!“

Da sie ungemein mager war, so war es wohl weniger die Hitze als die Aufregung, die ihr den Schweiß wie sanft fließende Bächlein über das eckige Gesicht rieseln ließ. Es war die 48jährige Marie P., unverehelicht und unbestraft, die auf der Anklagebank eines Schöffengerichts in Berlin sich befand, weil sie ihre 18jährige Nichte Marie P. in grober Weise gemißhandelt haben sollte. Der Vorsitzende des Schöffengerichts ermahnte sie, einfach die Wahrheit zu gestehen, wenn sie sich etwa durch ihr heftiges Temperament zu einer unüberlegten Handlung habe hinreißen lassen. Angeklagte: Wenn ick ooch noch nich verheirathet bin, so weeß ick doch, wat sich für'n junget Mädchen passen dhut und wat nich, ick kann die olle weibliche Radelei, wo die Mächens uf det Jestell sitzen wie 'n Mann, nu mal aus der innersten Seele nich leiden. Aus drei Häuser bin ick schon ausjezogen, weil da Radlerinnen wohnten; un wenn ick mal an die Luft mußte, denn habe ick mir die abjelejentsten Jejenden ausjesucht. Aber die Sorte kommt ja überall hin. Ick werde aus Berlin ausziehen. Vorſ.: Nun gut, Sie können die Radlerinnen nicht leiden, das sind Ansichten; ich sehe aber nicht ein, was das mit der vorliegenden Sache zu thun hat. — Angekl.: Davon is die janze Jeschichte ja herjekommen. So jejen Ostern rum fragte mein Bruder, der in Neustadt verheirathet is, bei mir an, ob ick nich seine älteste Tochter Marie uf een halbet Jahr zu mir nehmen wollte, sie sollte hier etwas Bildung lernen. Ick sollte ihr aber een bisken kurz in'n Züjel halten, indem sie Neijung hätte, ieber die Stränge zu schlagen. Ick schrieb ihm retuhr, sie sollte man kommen, bei mir sollte sie et jut haben. Sie kommt denn ooch, un ick hole ihr von'n Stettiner Bahnhof ab. Soweit een janz nettet Mächen. Aber ick denke, ick soll uff'n Rücken fallen, als der Jepäckträjer mit'n großen Koffer un een Rad ankommt. Marie? frage ick, Du radelst? — Jawohl, liebe Tante! antwortete sie mir — un Du wirst Dir freuen, wenn ick man so durch die Straßen flitze. Nu — sage ick dann janz drocken, det werde ick wohl nich zu sehen kriejen, denn so lange Du bei mir bist, wird nich jeradelt. Een Frauenzimmer, wat uf'n Rad sitzt, kommt mir vor, als wenn sie mit den eenen Been det Anstandsjefiehl un mit den anderen det Ehrgefiehl in Jrund un Boden tritt. Ick dulde aber doch, det die Unsittlichkeitsmaschine oben uf de Droschke uffgeladen wird. Als wir vor unserem Hause halten, sage ick zu ihr, sie soll man noch een paar Minuten warten. Ick rin bei den Koofmann, der unten wohnt, un frage ihn, ob er nich een weiblichet Fahrrad in seiner Remise unterbringen könnte. Jawohl, det könnte er. Ick lasse denn det Rad in die Remise bringen, denn in meine Wohnung wollte ick et nich haben. So, mein Mächen, sage ick, als wir oben sind, nu händije mir mal Deine ganze kurzröckije Radlerkledasche aus! Haste vielleicht ooch Pumphosen? Die hatte sie nu zum Glück nich, nur kurze Röcke un lange Schürstiefeln und bunte Strümpfe. Ick nehme alle diese unmoralischen Kleidungsstücke über den Arm, verschließe sie in meine Kammer un stecke den Schlüssel in die Tasche. So, sage ick, wenn Du nach Neustadt zurückreist, denn kriegst Du Alles wieder. In der ersten Zeit weente sie häufig, denn gab sich det aber, un sie wurde recht freundlich un verjnügt. Ick ließ ihr Nachmittags een paar Stunden Zeit zum Wegjehn, denn sie hatte hier noch mehrere Familienbekanntschaften, wo sie ooch jerne jesehen wurde, denn sie wurde häufig unten beim Koofmann an't Telephon jerufen. Sie kam denn immer zurück mit den Bescheid, det sie bei Bekannten injeladen wäre. Eines Dages jeschah det ooch wieder und sie bat mir, ob sie nich bis 11 Uhr fortbleiben könnte, da wäre eene jrößere Jesellschaft. Ick hatte nischt dajejen, denn et waren ordentliche Leute, die sie injeladen hatten. Als sie det Abends fortjehen un mir Adieu sagen will, sehe ick sie an un krieje eenen Schreck. Wat? sage ick — schämst Du Dir jar nich, mit det jrüne Kleed willste in Jesellschaft jehen? Unten der auffallend kurze Rock un oben bis hierher ausgeschnitten? Warum jehst Du nich lieber jleich barfuß bis an den Hals? Sofort ziehst Du een anderet Kleed an! Sie jing denn ooch wieder in ihre Kammer, un als sie dann fortjing, hatte sie 'n Rejenmantel an. Ick nahm an, det sie een anderet Kleed anjezojen hatte. So nach 'ner Stunde krieje ick doch allerlei Bedenken. Ick sehe ihren Kleiderschrank nach, wo mein Schlüssel zufällig ooch zu paßte — det grüne Kleed war nicht da. Nun jing mir'n Licht uf. Ick ziehe mir an, jehe hin zu die Familie, wo sie injeladen sind sollte. Ooch nich een Fenster war erleuchtet. Det war also ne Falle jewesen. Ick jehe wieder nach Hause un verstecke mir hinter die Hausthür. Jejen 11 Uhr kommen Zwee per Rad an, een junger Mann un — denken Sie blos — meine schöne Nichte. Sie hat det jrüne Kleed an, hat über die Schultern aber een Tuch. Als sie runter springt, jiebt ihr der Begleiter een Packet, sie nimmt ihren Regenmantel heraus, hängt ihn um un lacht, wobei sie sagt: Nu sieht mir Keener die Radlerin an. Der junge Mann fragt noch besorgt: Wird Ihre Tante ooch nischt merken? Ach wat, sagt sie, wie soll ich es anders machen, wenn ich mal radeln will, die olle Schraube is ja wunderlich! Und denn bittet sie ihm noch, det er ihr Rad, wat sie jeliehen hatte, wieder zurückbringen soll, sagt ihm jute Nacht — in allen Ehren, det will ick zujeben — und macht denn die Hausthür offen. Ick trete so 'n bisken zurück, det sie mir nich sehen kann, un als sie denn die Thür wieder zujeschlossen hat, da hab' ick ihr dann begrüßt. — Vorſ.: Das war ja eine lange Geschichte. Haben Sie ihr gegen zehn Ohrfeigen gegeben? — Angekl.: Jezählt habe ick sie nich. — Vorſ.: Ist das junge Mädchen am folgenden Tage zum Arzt gegangen? — Angekl.: Nee, der Doktor is zu ihr jekommen, aber er kam ooch per Rad, so'n Mann is in meinen Oogen nich jlaubwürdig. — Vorſ.: Ist Ihre Nichte noch bei Ihnen? — Angekl.: I bewahre, sie is längst wieder in Neustadt. — Vorſ.: Ihr eigener Bruder ist über Ihre Handlungsweise so empört, daß er gegen Sie Strafantrag gestellt hat. — Angekl.: Wie ick man jehört habe, soll er ooch radeln, ick mag nischt mehr von ihm wissen. Die Radlerfeindin soll 15 Mark Strafe zahlen. (Berl. Tgbl.)

Ein Orang-Utang, der sprechen lernt.

Die Erfolge einer Reihe von Experimenten, die der Amerikaner Buck in Boston zur Erziehung eines Orang-Utang angewendet hat, erregen gegenwärtig in Amerika berechtigtes Aufsehen. Es ist das merkwürdigste Thier, das man jemals unter den Affen beobachtet hat. Der Affe hört auf den Namen Sambo und ist ein Orang-Utang aus Borneo. Sambo ißt bei Tisch mit der Behaglichkeit eines gebildeten Menschen und beträgt sich bei seinen Mahlzeiten besser als so mancher von diesen. Buck erzählt, daß seine Methode, mit der er Sambo den Löffel zu gebrauchen lehrte, darin bestand, die Nahrung in einen sehr tiefen Napf zu legen. Die natürliche Intelligenz Sambos' zeigte ihm sofort den Gebrauch des Löffels; er beging jedoch anfangs einen Fehler: er nahm die Nahrung mittels des Löffels aus dem Napf heraus, legte sie dann aber auf den Tisch nieder, um sie dann mit den Fingern zu fassen. Buck brachte Sambo von dieser Gewohnheit ab, indem er neben ihn einen hungrigen Affen an den Tisch setzte. Wenn Sambo die Nahrung niederlegen wollte, schnappte der Hungrige darnach. Nach einer Weile merkte Sambo, worauf es ankam, und er übertraf den Dieb, indem er die Nahrung mittels des Löffels direkt vom Napf in den Mund brachte. Der Werth der Bekleidung wurde Sambo dadurch beigebracht, daß man ihn eine Zeit lang an einem kalten Ort verweilen ließ, um ihn dann hereinzunehmen und warm anzukleiden. Die größte Schwierigkeit machte es aber, Sambo dahin zu bringen, daß er eine Mütze aufsetzte; er schien eine unausrottbare Antipathie gegen jede Kopfbedeckung zu haben. Der Erzieher war fast dabei, es aufzugeben, als er an einem warmen Tage bemerkte, daß der Affe stark von Fliegen belästigt wurde. Als sie besonders anhaltend um seinen Kopf herum summten, wollte Sambo sein Kleid aufschlagen, um seinen Kopf zu schützen. Da kam Buck eine Eingebung. Er strich etwas Zuckersyrup auf Sambos Kopf und überließ ihn eine Zeit lang den Qualen, die die Fliegen ihm bereiteten, dann setzte er ihm eine Mütze auf den Kopf. Sambo vergegenwärtigte sich plötzlich den Nutzen der Mütze, und er hat sie seitdem ohne jeden Protest getragen. Mit Hilfe solcher Methoden, ohne den Gebrauch der von den meisten Thierzüchtern als unerläßlich betrachteten Peitsche, wurde Sambos Erziehung fortgesetzt. Er kann sich nunmehr selbst, ohne Hilfe anziehen, seine Schuhe und Strümpfe so sorgfältig wie ein ordentlicher Knabe anlegen; zu den Mahlzeiten trägt er seinen Stuhl an den Tisch und sitzt da wie ein anerkanntes Familienmitglied; er nimmt seine Mahlzeiten anständig und fein ein, mit einer Serviette unter dem Kinn. Zur Nacht zieht Sambo ruhig seine Kleider ab und klettert in das kleine, weiß emaillirte, für ihn besorgte Bettgestell; er bedeckt sich sorgfältig mit den Bettdecken. Sambo nimmt beim Frühstück, Diner und Souper dieselbe Nahrung, die Buck und seine Familie einnehmen. Er genießt die in verschiedenster Weise zubereiteten Vegetabilien und alle Arten von Brot, Pasteten, Kuchen und Käse, und was noch dabei das Merkwürdigste ist — er hat Fleisch essen gelernt und ist ein großer Freund desselben geworden. Naturforscher behaupten, daß der Orang-Utang nur Vegetarier ist, aber Sambo ist kein einziges Mal krank gewesen, seitdem er an der Fleischkost theilgenommen hat. Jede ihm verabreichte Nahrung ist auf dieselbe Weise wie die für die Familie bestimmte zubereitet. Das interessanteste Experiment ist indessen Bucks Versuch, die Stimmorgane Sambos auszubilden. Nach sorgfältiger Untersuchung kam Buck zu dem Schlusse, daß dieselben vollkommen entwickelt und der Macht der Sprache durchaus fähig wären. Er behält freilich die Einzelheiten seiner Methode, den Affen sprechen zu lehren, noch für sich und sagt nur soviel, daß sie sich aus Theilen aller der Methoden zusammensetzt, die man beim Unterricht von schwachsinnigen Kindern und Taubstummen, wie beim Unterricht der sprechenden Vögel anwendet. Auch nachdem die nun schon ein Jahr langen Bemühungen ein besonders glänzendes Resultat noch nicht gezeitigt haben, ist Buck doch der Meinung, daß Sambo die Sprache erlernen wird, wenn er älter wird. Gegenwärtig ist er zwei Jahre alt, und er hat zwei Worte gelernt: „Mama“ und „come back“ (komme zurück). — Viel mehr können viele Babies von zwei Jahren auch noch nicht.

Lebendige Krystalle.

Daily Chronicle bringt eine Nachricht, die größtes Aufsehen zu machen berechtigt ist. Es handelt sich um nichts Geringeres, als daß nunmehr natürliche Körper entdeckt worden sind, die zugleich alle wesentlichen Eigenschaften des Lebendigen und des Leblosen besitzen. Das Erstaunliche an der angeblichen Entdeckung besteht eben darin, daß sie die Existenz von Wesen festgestellt haben soll, die man als lebendige Krystalle bezeichnen kann, weil sie die mathematisch gesetzmäßige Form mit dem Besitz von allen wesentlichen Eigenschaften des Lebens vereinigen. Dr. v. Schrön hat gefunden, daß lebende Materie vorzugsweise aus Eiweiß bestehende, krystalline Form anzunehmen vermag, die so vollkommen den Gesetzen lebloser Krystalle gehorcht, daß sie äußerlich unbedingt zu diesen gerechnet werden müßte, als ob man ein Mineral wie etwa einen Diamant, einen Bergkrystall vor sich hätte. Nun endlich hofft der Gelehrte, dem bisher unergründlichen Räthsel der Bildung eines solchen Krystalles auf die Spur kommen zu können. Man stelle sich vor, daß die Theile eines Minerals als unbelebt und ohne Bewußtsein angenommen werden müssen und sich doch unter einem unbestimmten Zwange zu symmetrischen Körpern von höchster gesetzmäßiger Vollkommenheit zusammensetzen, und zwar so, daß sie unter denselben Bedingungen immer genau dieselben Formen bilden. Wie würde man staunen, wenn man eine Hand voll farbiger Steinkugeln einfach zum Fenster hinauswürfe und sie unten auf dem Boden jedesmal so niederfallen sähe, daß sie dieselbe bestimmte Figur, sagen wir einen Kreis oder einen Buchstaben bildeten. Bei der Krystallbildung vollzieht sich aber genau der entsprechende Vorgang. Von Schrön behauptet nunmehr auf Grund seiner Untersuchungen, daß auch die Krystallisation in ihrem irdischem Ursprunge eine Aeußerung derjenigen Kraft gewesen ist, die man als Lebenskraft bezeichnet hat. Der Forscher hat 30 Jahre lang unermüdlich am Mikroskop gearbeitet, um nun heute über 4000 Präparate zur Hand zu haben, die seine neuen Entdeckungen beweisen. Fast 4000 Photographien liegen allein über seine neuen Entdeckungen bezüglich der Lebenseigenschaften zahlreicher Bacillen und Kokken vor, die jetzt einer Reihe von Vorlesungen einer Gelehrtenversammlung, zu der sich die ausgezeichnetsten Forscher Italiens zusammengefunden haben, vorgelegt werden sollen. Man wird also bald Gelegenheit erhalten, die Tragweite jener Forschungen beurtheilen zu können. Nicht nur für die theoretische, sondern auch für die praktische Wissenschaft scheinen sie von höchster Bedeutung zu sein, da zunächst die Entwickelung und Fortpflanzung von Bacillen auf eine ganz neue Grundlage gestellt wird. Nach von Schrön entwickeln die Mikroben vier verschiedene bisher unbekannte Produkte: Erstens eine farblose Flüssigkeit, die den sporenbildenden Bacillus als Hülle umschließt, zweitens ein Gas, drittens unregelmäßige Massen Eiweiß, die bei den krankheitserregenden Bacillen das eigentliche Gift enthalten, viertens Krystalle. Bei den krankheitserregenden Bacillen haben alle diese Produkte, die in rasch anwachsender Menge entwickelt werden, zweifellos einen großen Einfluß auf den Verlauf der Krankheit, so daß ihre genaue Kenntniß auf die Behandlung des betreffenden Leidens von größtem Einfluß sein muß. Der Merkwürdigste dieser Produkte sind

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18990827046/fragment/page=0002
DFG